

DAS FREMDE IST IMMER UND ÜBERALL.

Zur Unverzichtbarkeit des Fremden im Bildungsprozess
und seiner Beziehung zum Abenteuer

PETER BECKER

September 2007

Vielleicht haben Sie noch die folgenden Liedzeilen einer österreichischen Popgruppe in den Ohren:

*Ba-, Ba-, Banküberfall,
das Böse ist immer und überall
Ba-, Ba-, Banküberfall,
das Böse ist immer und überall.*

Banküberfall – wie der Song heißt – stand in Österreich vor etwa 20 Jahren 38 Wochen auf Platz 1. Ersetzen Sie das Wort „Böse“ durch „Fremde“, dann ist nicht mehr das Böse, sondern das Fremde immer und überall. Dieser Worttausch bringt uns nicht nur mitten in das Thema der Tagung, sondern unser Blick wird zugleich auf eine hochaktuelle Debatte über Kultur und Lebensformen unserer Gesellschaft gelenkt. Denn auch die seriöse soziologische und ethnologische Zeitdiagnostik kommt zu dem Ergebnis, dass das Fremde längst nicht mehr nur an den Rändern und Grenzen unserer Welt zu finden, sondern mitten in unseren Alltag hineingewandert ist. Was in den 50er Jahren vereinzelt mit Pizza, Paella und Espresso begann, hat sich zu einer „salad bowl“ verwandelt, in der sich ein Zutatenmix aus Rastalocken, Capoeira, Kopftuch, Kanaken-Rap, Polenmarkt und Russendisco, ebenso wie aus Familienehre, Moscheen, afrikanischen Trommeln, von Gelbmützenmönchen eingesammeltem Himalaja-Salz, Ethno-Comedy und Kanak Sprak sowie aus vision quest und Adventure Based Counseling, ayurvedischen Kliniken für buddhistische Meditationen und street ball befindet. An vielen Orten ist eine Polyphonie unterschiedlichster Milieus (BAUMAN 2000) entstanden, wie z. B. in Ehrenfeld in Köln, in Kreuzberg in Berlin oder in den Banlieues in Frankreichs Städten. – Multikulti und Fremdes ist immer und überall.

Allerdings muss das, was einmal fremd war, nicht auch für immer fremd bleiben. Es kann zu einem integrierten Teil des Alltags werden, wie Yucca Palmen in deutschen Wohnzimmern, die wie der Tisch auf Perserteppichen stehen, an dem gerade das vom Pizza Service angelieferte indische spicy Tandoori Chicken verspeist wird. Wie war ich überrascht, als ich bei der Vorbereitung dieses Vortrags erfahren habe, dass das Sauerkraut im hessischen Nationalgericht – Rippchen mit Sauerkraut – seinen Ursprung in Innerasien hat, von wo es über die Turkvölker bis nach Slowenien kam, ehe es dann nach Mitteleuropa gebracht wurde und im Sachsenhäuser Speiseplan einen festen Platz einnahm, den es bis heute nicht aufgegeben hat (KROEBER-WOLF 1995).¹

¹ Oder nehmen Sie die Rosskastanie, ohne die die Kultur der typischen bayerischen Biergärten nicht zu denken ist. Sie war ein Fremdling, der vor einigen Jahrhunderten aus dem Südosten des Balkans eingeführt wurde und der jetzt bedroht wird durch die Miniermotte, die auch wieder aus dem Balkan vor etwa 20 Jahren „eingeschleppt“ wurde. (REICHHOLF 2007)

Wie diese multikulturelle Situation zu bewerten ist, ob als neutrales Ergebnis der Dynamik einer sich immer mehr globalisierenden Weltgesellschaft oder ob als euphemistische Beschreibung „für den Zwang auf der Suche nach erträglichen Lebensbedingungen in die Zentren der reichen Staaten auswandern zu müssen“ (SCHÜTZE 2000), darüber besteht noch keine Einigkeit (vgl. hierzu u. a. HA 2004). Wer schon immer Probleme mit stabilen festen Identitäten hatte, fühlt angesichts dieser Entwicklung klammheimliche Freude. Für Vertreter einer Leitkultur muss Salman Rushdies „Liebeslied für Bastarde“ allerdings wie das Lied vom Tode klingen.

Die Luxusvariante des Migranten – der Angestellte multinationaler Konzerne – mag zwar die „Freiheit der Heimatlosigkeit“ (FLUSSER) globalisierter Spielräume zu schätzen wissen, ebenso wie der Großstadtintellektuelle, der hier die Spielwiese für die Kombinierbarkeit von Heterogenität gefunden haben mag. Aber wie fühlt sich der das Fremde bringende, nicht privilegierte Migrant, wenn er angesichts der dumpfen Meute integrationsverweigernder Rassisten seine marginalisierte Position hautnah zu spüren bekommt?

Die Öffnung hat zugleich Schließungen erzeugt. Dem multikulturellen Gartenfest stehen die No-Go-Areas gegenüber. Hier produziert eine fremd- und selbsterzeugte Rückständigkeit an Herrentagen, aber auch zu anderen Anlässen, – wie jetzt in Mügeln und der weinseligen Pfalz – immer wieder neue Energien zur Herstellung von Varianten des dumpfen „Wir gegen Die-Szenarios“. Viele der Integrationsverweigerer haben nie Fremdes und Fremde kennen gelernt. Sie kennen sie nur vom Hörensagen. Schaffen integrationspädagogische Bemühungen oder neoliberales Härteprinzip hier Abhilfe?

Eine weitaus liebenswürdigere Variante dieser engen Grenzziehung und Heimatverbundenheit erzählt uns der Volkskundler Hermann BAUSINGER (2004), wenn er von einem schwäbischen Bauern, der ebenso gut ein sauerländischer oder schwälmer Bauer hätte sein können, wenn er von diesem Bauern berichtet, dass er in einem Kaufhaus nach einem Globus fragte. Nachdem ihm der Verkäufer einige Modelle gezeigt hatte, auch die Erdkugeln flott hatte rotieren lassen, war der Bauer noch immer nicht zufrieden. Schließlich beklagte er, dass er mit Afrika, Botswana, Singapur, Australien und so wenig anfangen könne. Er habe mehr an einen Globus gedacht für Baden-Württemberg.

Wer aufmerksam durch die Städte geht, kann hier und da über manchen Einkaufsläden eine verblasste Schrift erkennen, die er als „Colonialwaren“ entziffern kann. Ein Hinweis, dass Exotisches und Fremdes uns nicht erst heute aus der fremden Ferne erreicht. Bereits in der mythischen Ursprungserzählung wird Europa mit Fremdem konfrontiert. Zunächst erscheint

Zeus in fremder Gestalt als Stier am Strand von Sidon. Er lockt die schöne Königstochter durch seine gespielte Sanftmut von ihren Gespielinnen weg, um sie dann über das Meer in das ihr fremde Kreta zu verschleppen. (OVID, 1997) Regelmäßigen Kontakt mit Fremden und Fremdem hatte Europa dann später, als die großen Entdeckungsreisenden von den iberischen Häfen aus begannen, neue Welten zu erkunden und natürlich auch neue Märkte zu erobern und Land in Besitz zu nehmen.

Die portugiesischen Handelskapitäne brachten

„die molukkischen Gewürznelken und die Rubine Ceylons, das chinesische Porzellan und das Elfenbein aus Siam, die bengalischen Kaschmire und das Sandelholz von Timor, die arabischen Damaszenerklingen und den Pfeffer von Malabar und die Sklaven aus Borneo“ (ZWEIG 2007, 46)

nach Hause. Pfeffersäcke brachten den Händlern Gewinn an Barem, den Käufern Gewinn an Distinktion. Fremde Waren waren begehrt, fremde Menschen eher nicht. Die aus der Ferne zurückkehrten, berichteten von Völkern, die Monstern gleich, Reisende verspeisten, die wie die Blemmyer ihr Gesicht in der Brust hätten, die – wie die Skiapoden – nur ein Bein besäßen oder die wie die Kynokephalen, die Hundsköpfler, sich über Bellen verständigten. In den Meeren unter den Fischen entdeckte man Meermönche und Meerbischöfe (PERRIG 1987). Selbst der eigentlich skeptische, die Silberflotte der Spanier jagende Pirat seiner Königin Elisabeth I – Sir Walter Raleigh – war durchaus von der Existenz der Brustgesichtler mit der Begründung überzeugt, dass sich ja auch bei der Entdeckung Ostindiens viele Dinge, die man vorher für unglaublich gehalten hatte, bestätigten (GREENBLATT 1994).

Ist das Fremde erst zu etwas Monströsem gemacht, zu etwas Hässlichem, Gesetzlosem, Faulem, Triebhaftem – kurz auf ein „Monsterkabinett“ (ERDHEIM 1992a) reduziert – lässt sich auch ein wenig zimperlicher Umgang mit ihm rechtfertigen. Denn behutsam sind die Entdecker mit den Fremden in den Kolonien und auf den Meeren nicht umgegangen. Von Vasco da Gama wird berichtet, dass er auf seiner ersten Fahrt nach Indien einen arabischen Kauffahrer erst plünderte und dann das Schiff in Brand steckte, wobei er sich nicht darum scherte, dass 200 Mekkapilger – unter ihnen Frauen und Kinder – mit dem brennenden Schiff untergingen. (SLOTERDIJK 2005)

Mario ERDHEIM (1992a) verweist darauf, dass die Konstruktion monströser verzerrter Fremdbilder das Ergebnis einer Abspaltung der eigenen unerwünschten, bösen, üblen, verpönten Anteile und Wünsche ist, die dem Fremden zugeschrieben werden. Die psychohygienische Funktion wird unmittelbar verständlich. Das Eigene wird zum Guten und das Fremde zum Bösen. Und gegen das Böse darf man sich zur Wehr setzen, auch mit aggress-

siven Mitteln. Was auf der einen Seite als Vorteil erscheint, ist auf der anderen allerdings ein Nachteil. Die aggressive Selbstberuhigung verhindert nämlich einen angemessenen Umgang mit dem Fremden.

Ganz anders als aggressiv mit dem Fremden gingen etwa 200 Jahre später jene englischen und französischen Entdecker und Weltumsegler um, die im polynesischen Pazifikraum unterwegs waren. Auch sie waren zwar nicht frei von merkantilen Interessen, wie man von Bougainville erfahren kann:

„Die Inseln des Südens besitzen tausend Reichtümer, die für sie charakteristisch sind: Kaffee, Zucker, Kakao, Indigo, Koschenille, Ambra, Perlmutter, Perlen, all diese kostbaren Produkte der Natur, aus denen die Künste europäischer Sammler neue Handelswaren gemacht haben. Gewürze, Gold, Silber und Edelsteine sind das Erbteil dieser Himmelsgegenden. Von dort werden wir beziehen, was wir für unseren Luxus und unsere Bedürfnisse sonst teuer im Ausland kaufen müssen.“ (BOUGAINVILLE zit. b. KROCKOW 2003, 69)

Allerdings fand man in diesem Teil der Welt weder hundsköpfige Monstren noch Riesenplattfüßler oder Brustgesichtler vor. Vielmehr entdeckte der Bougainville begleitende Botaniker Philibert de Commerson einen wahrhaften Paradiesgarten, dem er eigentlich den Namen Utopia geben wollte, denn er glaubte, dass die Menschen hier ohne Laster, ohne Vorurteile und ohne inneren Zwist lebten. Doch hören wir ihn selbst:

„Geboren unter dem schönsten Himmelstrich, genährt von den Früchten eines Landes, das fruchtbar ist, ohne bebaut zu werden, eher von Familienvätern als von Königen regiert, kennen sie keinen anderen Gott als die Liebe. Jeder Tag ist ihr gewidmet, die ganze Insel ist ihr Tempel, alle Frauen sind ihre Altäre und alle Männer ihre Oberpriester ... Da üben Schamgefühl und Züchtigkeit ihre Tyrannei nicht mehr aus; die leichten Gazeschleier bewegen sich, wie der Wind und die Lüfte es wollen ... Jeder Fremde ist eingeladen, sich an solch beseligender Festlichkeit zu beteiligen.“ (COMMERSON zit. b. BITTERLI 1987, 17 f.)

Vielleicht haben Sie jetzt die gleichen Assoziationen wie ich sie hatte. Man sieht förmlich die eigentumslosen, guten und edlen Wilden Rousseaus, – einem der Säulenheiligen der Erlebnispädagogik – wie sie im Zustand der Reflexionslosigkeit und natürlichen Unschuld selbstgenügsam und sorglos, seelenruhig und leidenschaftslos den Tag verbrachten. Als lebenden Beweis brachten die Entdecker Musterexemplare des edlen Wilden wie z. B. den Priester Tupai oder den Königssohn Omai von den sonnigen Gesellschaftsinseln in die Gesellschaft des nebeligen Londons, wo sie die entzückten Aristokraten in ihren Salons erfreuten.²

Nicht alle trauten dem seligen Inselglück. Voltaire – den Traktat Rousseaus über den edlen Wilden vor Augen – fühlte sich nach der Lektüre aufgefordert, auf allen Vieren zu gehen, was er allerdings entschieden zurückwies. (JACOBS 2001) Auch Kant war eher skeptisch. Er

² Die Berichte über das pazifische Glück in der fernen Fremde stachelte gar die Emigrations-Phantasien der jungen Dichter des „Göttinger Hains“ an, die der „verderbten Brut Europens den Rücken kehren“ wollten. (STEIN 1984, JACOBS 2001) Forster, der als Anführer fungieren sollte, lehnte ab, da er der Auffassung war, Tahiti müsste vor europäischen Einflüssen bewahrt werden.

vermutete, dass sich in den Südseereisen eine Sehnsucht von Menschen äußere, die das Leben in sorgenfreier Faulheit oder mit kindischem Spiel vertändeln und verträumen wollten.

„... eine Sehnsucht, die die Robinsone und die Reisen nach den Südseeinseln so reizend macht, überhaupt aber den Überdruß beweiset, den der denkende Mensch am zivilisierten Leben fühlt, wenn er dessen Wert lediglich im Genusse sucht, und das Gegengewicht der Faulheit dabei in Anschlag bringt.“ (KANT 1984, 115)

Verständlich werden diese idealisierenden, exotischen Darstellungen des Fremden, die sich in der romantischen Begeisterung für orientalische Nächte, rätselhafte Sphingen und üppige Odaliskinnen verlängern und die – wie manche glauben – noch im Habermas'schen Konzept des herrschaftsfreien Diskurses nachklingen, denn sie eignen sich hervorragend als Gegenmodelle zu bestehenden gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen.³ Damals erlaubten sie die Kritik feudaler Prinzipien und entfremdender Lebensverhältnisse und zugleich die Formulierung unerfüllter Wünsche. Kritik und Utopie fallen im Fremden in Eins. Allerdings verhindert dies ebenso wie im Falle der Dämonisierung eine angemessene Auseinandersetzung mit dem Fremden.⁴

Als wäre es nicht schon Fremdes genug, was Globalisierung und Migration uns bescheren, auch unsere moderne Lebensform, die freilich mit den Prozessen einer globalisierten Welt

³ Die Figur des edlen Wilden, der in pädagogischer Absicht einen kritischen Blick auf europäische Lebensformen wirft, ist ein beliebtes Stilmittel der Zivilisationskritik, das bis in unsere Zeit Anwendung findet. Mal ist es ein Hurone, mal ein Hottentotte, mal kommt die Kritik in Briefen aus Persien oder Marokko, mal in Form von Reden eines samoanischen Häuptlings. Stets dokumentiert der fremde Blick direkt oder indirekt die Kritik an bestehenden Lebensbedingungen bzw. repräsentiert die korrekte moralische Haltung. Anleihen beim moralischen Status der Ursprungssituation des edlen Wilden finden sich in der romantischen Auszeichnung der Lebensphase Kindheit, die sich z. B. in der Verszeile von Wordsworth „The child is father of the man“ niederschlägt. Die Entfernung von diesem seligen Zustand, das Erwachsenwerden, ist der Sündenfall. Im später ausgerufenen Jahrhundert des Kindes wird dann dieses Grundmuster der noch gesellschaftsfreien Ursprünglichkeit in der Idealisierung des Guten im Mythos des Kindes durch die Reformpädagogik befördert.

⁴ Dämonisierung und Idealisierung sind Haltungen, die natürlich nicht nur gegenüber fremden Menschen, sondern auch gegenüber fremder Natur wirksam werden können. Entweder wird ihre Gewalttätigkeit betont, die sich z. B. in Lawinen, Flutwellen und Orkanen niederschlägt, oder sie wird idealisierend als moralischer Raum gefeiert, der von einem arkadischen Zustand der Reinheit und Unberührtheit bestimmt wird. Gegen die Widerständigkeit und Unberechenbarkeit ihrer Berge, Flüsse und Wälder werden Begradigungen, Kanalisierungen, Umzüchtungen, Schädlingsbekämpfungen eingesetzt. Durch diese Vergärtnerungen wird die Natur zur Kulturlandschaft transformiert. Selbst im Naturschutz finden Kämpfe gegen Fremdes statt, herrscht Fremdenfeindlichkeit. Für den konservativen Naturschutz gilt es „Neobiotica, der Begriff für fremde Arten, zu vernichten, da sie die heimische Natur verfälschen, sie verdrängen und gar vernichten. Reichholf weist darauf hin, dass dabei übersehen wird, dass die heimische Natur, die gegen die Überfremdung, die von den „invasiven Arten“ ausgelöst werde, zu schützen sei, so heimisch gar nicht ist, bzw. dass es äußerst willkürlich ist, den Zeitpunkt festzulegen, ab wann Fremdes in Heimisches übergeht. Denn „... auf mehr als 90 Prozent der Fläche Deutschlands wachsen Pflanzen und leben Tiere, die von Natur aus dort nicht vorkommen würden. Die restlichen 10 Prozent bilden eine Mischung aus ‚heimisch‘ im Sinne von natürlichem Vorkommen und ‚fremd‘, weil diese Arten erst durch die vom Menschen verursachten Veränderungen zu uns gekommen sind. So bekannte und geschätzte Arten gehören dazu wie die Feldlerche und der Rote Mohn, der Hase und der Weißstorch.“ (REICHHOLF 2007, 616) Ähnliches wie über den Naturschutz könnte man über die Reinhaltung von Sprache berichten (BURKE 2004).

zusammenhängt, sorgt dafür, dass Gefühle von Fremdheit nie versiegen, sondern wie Schatten uns beständig begleiten. Folgt man dem Skeptiker Odo Marquard (1986) dann leben wir in einer Zeit der beschleunigten Erfahrungsveralterung, die dazu führt, dass Situationen, in denen spezifische Erfahrungen gemacht werden, sich immer seltener wiederholen. Da Weltkenntnis mit Erfahrungsbildung identisch ist,

„rutschen wir – statt durch stetigen Zuwachs an Erfahrung und Weltkenntnis selbständig, d.h. erwachsen zu werden – zunehmend stets aufs Neue in die Lage derer zurück, für die die Welt überwiegend unbekannt, neu, fremd und undurchschaubar ist: das ist die Lage der Kinder. Erfahrung ist das – wohl einzige – Gegenmittel gegen Weltfremdheit: aber jetzt greift sie nicht mehr.“ (MARQUARD 1986, 83)

Wir werden zu Opfern einer „tachogenen Weltfremdheit“, die weiter dadurch befördert wird, dass immer mehr Erfahrungen nicht mehr selbst gemacht, sondern übernommen werden, dass Wirklichkeit bezogen auf den gesamten Lebenslauf vermehrt über schulisch-didaktische Konzepte vermittelt wird und dass Erwartungen zunehmen, die nicht mehr erfahrungsgedeckt sind. Zugleich lässt der aufgrund des beschleunigten Lebenstempos erzeugte Verlust an Erfahrungstiefe Gefühle der Art entstehen, dass die Dinge und Personen, mit denen man zu tun hat, einem doch fremd bleiben.⁵

Spätestens Freud hat uns gezeigt, dass das Fremde nicht außerhalb von uns liegt, sondern dass es auch Teil von uns selbst ist. Er sieht vor allem unsere Triebnatur als einen Ich-fremden, dunklen und unzugänglichen Teil unserer Persönlichkeit (FREUD 1990, 80), der dafür sorgt, dass das Ich nicht Herr im eigenen Hause sein kann.⁶ Für Freud (ebd., 86) ist das

⁵ Der aufgrund des beschleunigten Lebenstempos entstandene Verlust von Erfahrungstiefe sorgt allerdings in nicht unerheblichem Maße für die Attraktivitätssteigerung der Erlebnispädagogik. Dazu eine Ableitungshypothese. Der Zwang zu einer effizienten Nutzung vorhandener Ressourcen in Begleitung von Beschleunigung führen zu Entkoppelungen von Dingen, Personen und Kontexten. Dinge und Personen werden im Prinzip frei verfügbar und das immer und überall. Diese Entstrukturierung und Entrhythmisierung führt zu Einschränkungen in der Erfahrungsbildung. „Wenn *Lebkuchen, Erdbeeren* und die Möglichkeit zum *Schwimmen gehen* 365 Tage im Jahr angeboten werden, lösen sie sich von spezifischen, räumlichen, zeitlichen und sozialen Kontexten und machen eine Verknüpfung der mit ihrem Gebrauch verbundenen Erfahrung mit weiteren Erlebnis- und Erinnerungskontexten (etwa: Erdbeeren-Sommer-Garten-Oma) unmöglich. Die De-Kontextuierung von Erfahrungen in einer globalisierten Gesellschaft konnte daher zu einer Abnahme der Erfahrungsintensität beitragen.“ (ROSA 1999, 412) Weitere Folgen sind ein rascheres Verblässen von Erinnerungen und eine Senkung der Erregbarkeit. Umgekehrt steigt die Suche nach stärkeren Reizen. Es wird zur „Jagd nach Erlebnissen“, die Max Weber bereits in den frühen Jahren des letzten Jahrhunderts beobachtet hat, geblasen. Auch der von Gerhard Schulze etwa 100 Jahre später ausgerufene Imperativ der Erlebnisgesellschaft „Erlebe Dein Leben!“ kennzeichnet diese Situation. Veranstaltungen, deren Medium das Erlebnis ist, profitieren freilich von Imperativ und Jagdfieber. Wer allerdings ohne pädagogischen Filter allein auf die Vermittlung schöner spannender Erlebnisse zielt, der macht nichts anderes als jenes Handlungsmodell einzuüben, das eigentlich kritisiert wird. (vgl. hierzu auch, jedoch unter Bezug auf Theorien Walter Benjamins, BECKER/FRITSCH 1998, BECKER 2001)

⁶ Freud spricht vom armen Ich, das von drei Zwingherren bedrängt wird, zu denen neben dem Es das Über-Ich und die Außenwelt zählen. Einerseits ist es abhängig von der energetischen Kraft des Es, andererseits fühlt es sich bedroht, denn das Es ist auch „... ein Chaos, ein Kessel voll brodelnder Erregungen ... es hat keine Organisation, bringt keinen Gesamtwillen auf, nur das Bestreben, nur den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen. Für die Vorgänge im Es gelten die logischen Denkgesetze nicht, vor allem nicht der Satz des Widerspruchs.“ (FREUD 1990, 80)

Es, das sich weder um logische Rationalität, noch um moralische Grundsätze schert, ein gefährliches, stets drohendes Sumpfgebiet, das es trocken zu legen gilt – ein enormer Aufwand, den er mit der Trockenlegung der Zuydersee vergleicht.

In diesen Vorstellungen schwingt eine bereits bekannte Dämonisierung des Fremden mit. Folge davon ist die strikte Kontrolle der Ich-fremden Naturhaftigkeit, eine kontinuierliche Arbeit am Negativen. Aber dazu gibt es auch eine Gegenposition. Wird nämlich unsere naturhafte Leiblichkeit entdämonisiert, dann ist das Fremde in uns nicht mehr Täter, sondern Opfer und es entsteht gar eine pädagogische Forderung, es zumindest vorübergehend aus den Zwängen einer disziplinierenden und zivilisierenden Vernunft zu befreien. Hier schlägt die Stunde der Abenteuer- und Erlebnispädagogik.

Die Wiederentdeckung vom „Zivilisationsmüll“ verschütteter sinnlicher Kompetenzen, die Aufhebung von alltäglichen Verregelungen und die Garantie authentischer Primärerfahrungen gehören heute zur typischen Werbesemantik des erlebnispädagogischen Arbeitsmarktes. Aber auch die Biologiedidaktik von Gerhard Trommer empfiehlt eine „spürsame“ vorübergehende Bewilderung des zivilisierten Menschen. Durch leises Wandern, das einer Ethik des minimalen Eingriffs in die Umwelt folgt, sollen über das Aufsuchen und Durchqueren zivilisationsferner Wildnisgebiete Kontrasterfahrungen zum Alltag vermittelt werden, die die eigene lebendige Natur spüren lassen (TROMMER o. J., KLEIN/GROTJOHANN 2005). Nur wer das Wilde kennen gelernt hat, vermag das Zivilisierte erst in seinen Auswirkungen voll zu begreifen. Wer beide Seiten kennt, ist keiner völlig ausgeliefert.

Auch in den Selbsterfahrungskonzepten des Solos oder der Vision Quest, die mittlerweile zum Standardrepertoire der Erlebnispädagogik zählen, spielt der Aufenthalt in der Wildnis, die als eine Metapher für das Fremde steht, eine zentrale erkenntnisstimulierende Rolle. Die Wildnis und ihre nächtlichen Abläufe lassen den Blick nach innen gehen, konfrontieren die Sinnsucher mit ihrem eigenen und doch so fremden tiefsitzenden Gefühlsspektrum des Unbehagens. (vgl. HAUBL 1999)

Diese Vorstellungen eines Übergangs zwischen drinnen und draußen, zwischen dem bekannten Zahmen und dem fremden Wilden, personalisierte sich einst in der Figur der Hexe, die im Althochdeutschen *zunrita* – die Zaunreiterin und später *hagazussa* hieß, die, die auf der Hecke sitzt. Die Hecke trennte das Dorf bzw. den Garten vom Wald bzw. der Wildnis und die Hexe war eine, die sowohl das Drinnen des Dorfes – das Eigene als auch das Draußen der Wildnis – das Fremde kannte. Später verkörperte sie nur noch das Bedrohliche der Wildnis,

das die Kultur verdrängen und absondern will, das dann des Nachts allerdings in verzerrierter Form zurückkehrt (vgl. hierzu DUERR 1978).⁷

Bei soviel Fremden und Fremden kommt die Frage auf, wie das Bild vom Fremden überhaupt in unsere Welt kommt, bzw. wie unsere Fremdheitswahrnehmung, unsere Fremdenrepräsentanz, wie der Psychoanalytiker Mario Erdheim sagt, überhaupt entsteht.

Die Genese – wie wäre es anders zu erwarten – hat tiefe Wurzeln in unserer frühen Lebensgeschichte. Bereits mit dem Geburtsvorgang, der ersten großen Ablösungskrise in der Bildungsgeschichte der Subjekte, sind wir mit Fremdem, Unbekanntem, Irritierendem konfrontiert. Mit einem Male ist die somatische Situation des Neugeborenen eine andere als vor der Geburt. Die fötale Zirkulation muss auf Lungenatmung umgestellt werden, aktive Nahrungssuche wird notwendig, der Wahrnehmungsapparat muss anders eingestellt werden. Dieser Schockzustand wird im Allgemeinen mit bergender Wärme und beruhigenden Gesten der Mutter aufgefangen. Aber nichts kann verhindern, dass von nun an die Zukunft geöffnet und das Fremde, Ungewisse, das Unbekannte in die Welt des Neugeborenen gekommen ist. Es gibt keine Rückkehr mehr zur ursprünglichen Verbundenheit.⁸

Die anfänglich enge Symbiose mit der Mutter ist die Phase, in der sich wichtige Habitusformationen herausbilden, die für die Art des Umgangs mit Fremdem und ungewisser Offenheit später mitentscheidend sind. Die Nähe der Mutter, die im Notfall eingreifen kann, lässt Sicherheitsbedürfnisse in den Hintergrund treten und lässt damit mehr Neugier zu, so dass sich die Exploration ins Fremde auch lohnt. Ihre Präsenz sorgt dafür, dass die Präsenz überflüssig wird und umgekehrt die Autonomie des Kindes wachsen kann. Der Gestaltpsychologe BISCHOF (1997, 469) hat auf diese frühen Autonomieversuche hingewiesen.

„Phänomenologisch wird sinkende Abhängigkeit ähnlich wie steigende Sicherheit erlebt. Aber diese zusätzliche ‚Sicherheit‘ kommt nun von innen, sie bleibt erhalten, auch wenn die Mutter nicht mehr verfügbar ist. Sie wird als Selbst-Sicherheit erfahren! Die Rolle des vertrauten Spenders von Geborgenheit ist gewissermaßen von der Mutter auf das eigene Ich oder, in komplementärer Perspektive, auf die ganze Welt übergegangen.“

⁷ Auch der „marginal man“, wie der Soziologe Robert Park sein Konzept des Fremden umschreibt, stellt sich im Fremden einen Grenzgänger vor, der sich zwischen zwei Kulturen bewegt. Diese Situation, zwei Kulturen zu kennen, schenkt ihm – so Park – einen erweiterten Horizont und ermöglicht eine objektivere und rationalere Perspektive (vgl. MAKROPOULOS 1977).

⁸ Mythologisch entspricht die Geburt der Vertreibung aus dem Paradies, dem Ende des Goldenen Zeitalters, zu dem es keinen Rückweg mehr gibt. Das nachparadiesische „Elende“, in das Adam und Eva vertrieben werden, drückt Fremde aus. Das ursprünglich angelsächsische Wort „ellende“ bedeutet „in fremdem Land sein, in das man ausgewiesen wurde“. Als Sehnsucht bleibt die Vorstellung der Rückkehr in einen Zustand unreflektierter, glücklicher Existenz, in dem man sich um nichts kümmern musste, allerdings erhalten. Die Hoffnung nach der Aufhebung der Entzweiung ist Teil aller heilsgeschichtlichen Gesellschaftsentwürfe.

Diese positive Grundhaltung, die bei dem Psychoanalytiker und Jugendforscher Erikson Urvertrauen heißt, wird von Ulrich Oevermann als struktureller Optimismus bezeichnet. (OEVERMANN 1998) Dieser Optimismus sorgt dafür, dass in krisenhaften Situationen die Überzeugung nicht verloren geht, dass sich die Dinge zum Besten wenden werden, auch wenn es ganz dicke kommt – im Zweifelsfalle wird es gut gehen. Diese Haltung und Bereitschaft, die keinen Krisen ausweicht, fördert die Auseinandersetzung mit Fremdem und die Suche nach noch Unbekanntem und neuen Erfahrungen. Bewährungssituationen verlieren ihren Schrecken. Auf dieser Basis wird sich eine ganz andere Lebenspraxis entwickeln als auf einer, die eher zu einem strukturellen Pessimismus neigt, der erwartet, dass sich die Dinge im Zweifelsfalle eher zum Schlechten wenden. Wer glaubt, „sich auf die Welt, das Leben, die Menschen und nicht zuletzt auf sich selbst verlassen zu können“ (BISCHOF o. J., 545), der lässt sich nicht so schnell entmutigen und dem ist aggressive Feindseligkeit und Ablehnung gegenüber fremden ungewissen Situationen eher fremd.⁹

Der strukturelle Optimismus fördert damit den Prozess einer neugierigen Selbstbeunruhigung, indem er die Bereitschaft unterstützt, sich von etwas Fremdem in Erstaunen setzen zu lassen, ohne gleich ängstlich vor ihm auszuweichen oder gar gleich wegzulaufen. Auf die Neugier folgt das Staunen. Das Fremde verwundert und staunend auszuhalten, ist die Voraussetzung für die sich daran anschließende Hingabe, Versunkenheit und Beharrlichkeit einer gründlichen Auseinandersetzung mit ihm. Im staunenden sich von den fremden Dingen Berührenlassen steckt der Keim zur Überwindung lähmender Langeweile von Routine und ein Motiv des Verstehen- und Wissenwollens. Das vom Staunen erfasste Kind beginnt, seinen Bildungsgang selbst voranzutreiben.

Sie erinnern sich vielleicht an Jostein Gaarder's Buch „Sofies Welt“, das sich Anfang der 90er Jahre so gut verkaufte. Sofie liest dort einen Brief über das philosophische Staunen, in dem es heißt:

„Die Fähigkeit, uns zu wundern, ist das einzige, was wir brauchen, um gute Philosophen zu werden. Alle kleinen Kinder haben diese Fähigkeit, das ist ja wohl klar. Nach wenigen Monaten werden sie in eine na-

⁹ Die selbstcharismatisierende Funktion des strukturellen Optimismus, der sich bereits in der Schwangerschaft und in der Geburt in das Körpergedächtnis des Kindes eingräbt, wird häufig in seiner Wirkung vom Glauben flankiert, dass auch eine übergeordnete Macht mit dafür sorgt, dass auftretende Krisen gelöst werden können. Gottvertrauen kann das Selbstvertrauen stützen, Gottvertrauen ohne Selbstvertrauen hingegen muss nicht lösungsproduktiv sein. Eine klassische Figur des mit Gott- und Selbstvertrauen in die fremde Ferne aufbrechenden romantischen Helden ist Eichendorffs Taugenichts. Als er im beginnenden Frühling die Mühle seines Vaters verließ, um in der weiten fremden Welt sein Glück zu machen, war es ihm im Gemüte wie ein ewiger Sonntag. Neben Gottvertrauen hatte er eine kräftige Portion von strukturellem Optimismus, denn sonst hätte er alle die kommenden Abenteuer im fremden Wien und Rom, auf der Donau und in nächtlichen Gärten mit dieser Unverzagtheit nicht bestehen können. (Zum Glauben im Unterschied zur Überzeugung des strukturellen Optimismus, s. OEVERMANN 1998, 2002)

gelneue Wirklichkeit geschubst. Aber wenn sie dann heranwachsen, scheint diese Fähigkeit abzunehmen. Woher kann das kommen? Kann Sofie Amundsen diese Frage beantworten?“ (GAARDER zit. b. MARTENS 2003, 98)

Können die Erlebnis- und Abenteuerpädagogen diese Frage beantworten? Vor allem aber: Können die Abenteuer- und Erlebnispädagogen etwas dafür tun, dass das Staunen auch nach der Kindheit erhalten bleibt? Stellen wir den Versuch einer Antwort noch ein paar Minuten zurück.

Da die Mutter anfänglich die Quelle der Sicherheit ist, wird alles zum Fremden, was Nicht-Mutter ist. Diese Form der noch sehr einfachen Differenzierung löst, kurz bevor sich die Fähigkeit zur eigenen Fortbewegung herausbildet, d.h. kurz bevor die Exploration der fremden Umwelt beginnen kann, das Phänomen des Fremdels aus, von Rene Spitz als Achtmonatsangst bezeichnet. Das Kind reagiert nun nicht mehr auf die Annäherung eines Gesichts, das anders ist als das der Mutter, automatisch mit einem Lächeln, sondern mit ängstlicher Ablehnung. Während sich durch die symbiotische Bindung zur Mutter ein Vertrauensverhältnis wie von selbst aufbaut, muss es zu Fremden erst in krisenhaften Situationen hergestellt werden. Diese nicht vermeidbare Krisenhaftigkeit im Sinne, dass plötzlich bereits vorhandene Wahrnehmungsroutinen bei etwas Fremdem nicht mehr greifen – sonst wäre es ja nichts Fremdes – gilt für den Umgang mit fremden Sachen, fremden Situationen oder für den Umgang mit fremden Personen gleichermaßen (vgl. BISCHOF 1997).

Es scheint ziemlich sicher, dass sich die Art, wie sich der frühe Umgang mit Fremdem und Fremden gestaltet, sich auch in lebensgeschichtlich späteren Phasen im Kontakt mit Fremdem auswirkt (vgl. hierzu die Beiträge von ERDHEIM 1990, 1992 a, b). Nur wenn es gelingt, zwischen der Sicherheit gebenden Mutter und dem Unsicherheit und Angst erzeugenden fremden Gesicht zu vermitteln, kann das Kind angstfrei Kontakt mit dem Fremden aufnehmen und damit seine Welt über die Welt der Mutter hinaus erweitern. In diesen Kontakten erfährt es etwas, was es noch nicht gesehen hat, gefühlt hat, geschmeckt hat, gerochen hat, getastet hat – kurz etwas, was es bisher nicht kannte. Es erweitert seinen wahrgenommenen Weltumfang.

Bis an das Lebensende bleibt die Auseinandersetzung mit Fremdem und Fremden ein Motor für den eigenen Bildungsprozess und eine Garantie für eine autonome Lebenspraxis. Unter diesem Aspekt ist nicht das Fremde das Problem, sondern der Mangel an ihm ist das eigentliche Problem. Anders ausgedrückt: Wenn die Auseinandersetzung mit Fremdem fehlt oder gemieden wird, wenn die Sehnsucht nach Sicherheit überwiegt, wird Bildung gestoppt und die Entwicklung von Autonomie gefährdet, wird die offene Lebenszukunft, die jedes Kind

prinzipiell besitzt, entwicklungs- und bildungsfeindlich geschlossen. D. h. der Kontakt mit Fremdem ist eine existenzielle Notwendigkeit, soll sich ein autonomes Ich heranbilden.

Ein Rest von Angst vor dem Fremden bleibt uns stets erhalten. Vermutlich hat er die Aufgabe, die nach vorwärts drängende Neugier auf das noch Unbekannte zu kontrollieren. In diesem Rest steckt die Vorsicht, ob denn die Verunsicherung, die dadurch entsteht, dass das Fremde die Ordnungs- und Orientierungskraft der Routinen in Frage stellt, auch ausgehalten werden kann. Gegenspieler dieser Befürchtung ist dann der strukturelle Optimismus, der die auftretenden Zweifel zerstreuen mag.

Sie erinnern sich gewiss noch, wenn Sie auf die eigene Biographie zurückblicken: Begonnen hat das aufregende Zusammenspiel der Begriffspaare Neugier und Angst, Anziehendes und Abstoßendes, Faszinosum und Tremendum, bereits früh. Sie sind verknüpft mit dem dunklen Keller im Elternhaus, dem ersten Kuss, der ersten Zigarette, dem verrufenen Stadtviertel, dem mit Pilzen und Beeren lockenden Waldstück oder dem Sprung über den von der Schneeschmelze angeschwollenen Bach. Abenteuer- und Erlebnispädagogen erfahren den Widerspruch täglich, wenn sie erhabener wilder Natur gegenüber treten. Auf der einen Seite das Faszinosum der in der aufgehenden Sonne strahlenden und lockenden Gipfel, des wilden Wassers, dessen strömende Turbulenzen einen aufregenden Ritt versprechen, des Farbenspiels eines Gewitters mit seinen brodelnden Wolken, grellen Blitzen und seinem mächtigen Donnergrollen, des offenen Meers mit seinen Winden und seinem unendlichen Horizont, des Blicks auf das gleißende Gletscherfeld, an den nächtlichen Himmel, auf die in kreisenden Spiralen schwebenden Adler; aber auch das Tremendum auf der anderen Seite: der Zweifel am Machbaren, die wahrgenommene Gefahr, der Schauer der Unendlichkeit, das Gefühl der Ehrfurcht, der Unberührbarkeit, des Zurückgewiesenseins – eigentlich alles gute Voraussetzungen für einen behutsamen Umgang mit dem Fremden.

Ich hatte darauf hingewiesen, dass die Auseinandersetzung mit Fremdem ein Leben lang stattfinden muss, wenn es darum geht, etwas Neues zu erfahren oder den Bildungsprozess nicht verkümmern zu lassen. Um seinen Bildungsprozess zunehmend autonomer gestalten zu können, muss sich das Kind nicht nur von der Mutter, sondern auch von der Ursprungsfamilie lösen. Würde es in der Familie verbleiben, wäre es verurteilt, die Erfahrungen der Kindheit und die dort erworbenen Routinen nur zu reproduzieren. Bis zur Ablösung von der Herkunftsfamilie durchlaufen Kinder und Jugendliche einzelne Moratorien, in denen sie sich stufenweise und sukzessiv jene interne Ausstattung aneignen können, die sie benötigen, um sich mit den fremden Situationen der jeweils folgenden Lebensphase auseinandersetzen zu können.

Beim Verlassen des Sicherheit gebenden Familienraums schließlich muss sich das sprach- und handlungsfähige Subjekt dann selbstverantwortlich bewähren.¹⁰ Dieser letzte Schritt über die Schwelle – die Schwelle, ein krisenhafter Ort, der zur Fremde führt – vom Drinnen der Herkunftsfamilie nach dem Draußen der Welt, in der man sich bewähren muss, ist so groß, dass es schon zu Zweifeln kommen kann, ob denn die bevorstehende Bewältigung des noch Fremden, Unbekannten und Ungewissen auch gelingen wird. Wir wissen von dem Wechsel der bedrückenden Gefühle der Minderwertigkeit und den brodelnden Phantasien der Allmacht, der bei Jugendlichen angesichts der Fremde und der Suche nach neuen Wegen, die ein Verlassen eingefahrener Routinen bedeutet, auftreten kann.

Wenn der, die, das Fremde für den Bildungsprozess eine solche Bedeutung besitzen, welche Situationen und Instrumente stehen uns dann zur Verfügung, um eine Haltung zu vermitteln, die einerseits auf die Überwindung unnötiger Sicherheitsfixierungen zielt und die andererseits einen offenen Umgang mit dem Fremden erlaubt. Ich glaube, dass die Abenteuer- und Erlebnispädagogik mit dem Abenteuer ein Handlungsmodell besitzt, das aufgrund seiner Potentiale in der Lage ist, Kinder und Jugendliche in spielerischer Form über die üblichen Alltagskontakte hinaus mit der Kategorie des Fremden vertraut zu machen. Hinzu kommt, dass dieses Modell außerordentlich attraktiv ist, denn es besitzt eine enorme lebensphasentypische Aura, die gespeist wird von der Verlockung des Unbekannten und Fremden, von der Faszination der Plötzlichkeit und Überraschung ebenso wie vom Reiz des Wagens und des Gefährlichen. Abenteuer sind keine spezifischen Übungsprogramme gegen Fremdenfeindlichkeit und für Multikulturalismus. Sie sind jedoch vom Alltag entlastete, frei gewählte Selbstbeunruhigungen, die die Möglichkeit bieten, eine Haltung zu erfahren, die die Welt mit ihren fremden Widerständen als Herausforderung wahrnimmt und ihr offen begegnet, um an der Bewältigung der Widerstände den Bildungsprozess voranzutreiben. In diesem Sinne ist das Abenteuer ein interessantes Instrument der Selbsterzeugung oder Selbstvervollkommnung, dessen Entstehung vermutlich aus dem überschießenden Moment der Unruhe stiftenden Neugier resultiert.

Um in ein Abenteuer aufzubrechen, müssen die Sicherheit gebenden Routinen des Alltags verlassen werden. Vertrautes muss gegen Unvertrautes eingetauscht werden. Wer für viele Tage in die winterliche Kälte einer von tiefem Neuschnee überdeckten Landschaft aufbricht, wer wilden weißschäumenden Gischt eines Hochwasser führenden Baches befährt, wer sein Schiff gegen fauchende Stürme und mächtige Wellen auf Kurs halten will, wer über längere

¹⁰ Grundlegend und umfassend wird dieses Modell von Sozialisation bis zur Adoleszenzkrise dargestellt bei OEVERMANN 2004, WAGNER 2004.

Zeit sich in der moosigen Stille, dem grauen Halbdunkel und der begrenzten Sicht tiefer Wälder aufhält, oder wer auf Steigen, Saumpfaden, über Pässe den kantig schroffen Gipfeln zustrebt, der muss die Sicherheit von Verkehrsampeln und Bürgersteigen, die Wärme des Ofens und Bettes, die Bequemlichkeit von Sessel und Sofa und die dauerhafte verlässliche Stabilität des alltäglichen Tagesablaufs aufgeben. Er oder sie setzt sich der Unmittelbarkeit einer turbulenten, unberechenbaren, fremden Wirklichkeit aus, die der Alltag tunlichst durch seine Routinen entschärft, um ungestört seinen Geschäften nachgehen zu können. D.h. im Aufbruch steckt Lebendigkeit und die Bereitschaft, etwas zu wagen, anders mit der Wirklichkeit umzugehen, als es im Alltag der Fall ist.

Nebenbei bemerkt: Die Romantik, die in vielfältiger Weise unterirdisch in die Konzepte der Abenteuer- und Erlebnispädagogik hineinwirkt, war, wie so oft dargestellt, keine Epoche des fröhlich wandernden Ankommens in einer gemütlichen Heimat in ebenso gemütlicher Runde, sondern eine Zeit des ständigen Aufbruchs aus dem Ungenügen der Normalität, aus dem Gefühl der alltäglichen Enge hinein in eine blaue Ferne, ohne den Nutzen der Fahrt abzuwägen und ohne zu fragen, wann sie denn zu Ende gehe. Nicht das Abendrot, sondern das Morgenrot, die Zeit der aktiv werdenden Lebenspraxis begleitet den romantischen Aufbruch.

Aber weg von der Romantik und zurück zum Abenteuer und seinen anderen Lebensformen. Und doch am Beispiel einer wahrhaft romantischen Fortbewegungsart: dem Wandern, das wie keine andere Praxis mit der Romantik verbunden ist.¹¹ Wer mit Rucksack, in dem er alles trägt, was er benötigt, z. B. im Gebirge für längere Zeit wandernd unterwegs ist,

¹¹ Das romantische Wandern setzte sich deutlich von der methodisierten Reise der Aufklärung ab, die ihren Ablauf exakt plante, um dem Verdacht der Nutzlosigkeit und kostspieligen Verschwendung zu entgehen. Es richtete sich gegen eine Reisepraxis, die quasi ein zeitsparendes Curriculum festgelegter Ziele abarbeitete, in der Zeit nicht erfahren, sondern zu einem gezielt eingesetzten ordnungsstiftenden Instrument wurde, das es auch verhinderte, Unterbrechungen, die nicht ins Programm passten, zu vermeiden. Das romantische Wandern folgt nicht den geradlinigen ausgeschilderten Wegen, das Fremde wird nicht nach systematischer Rastierung angeeignet. Umwege und Abweichungen des zwecklosen Umherschweifens erzeugen immer wieder ein eher zufälliges, überraschendes Zusammentreffen mit Fremdem und oft Wunderlichem. Dem Romantiker macht es „aber auch nichts aus, einen Nutzen zu verpassen, den der Bürger mit umständlichen Vorbereitungen, genauem Planen und planmäßigem sowie richtungsbestimmtem Vorgehen einheimst. Er gewinnt vielmehr Anderes und Wichtigeres, als was auf dem Butter- und Käsemarkt zu ergattern ist, weit mehr auch, als durch irgendeine Erwartung erhofft werden konnte: unerwartet neue Ansichten von der Welt und ein neues frisches Lebensgefühl (PIKULIK 1979, 398) zum richtigen Reisen (peregrinari), das in der Aufklärung gegen das Umherstreifen (vagari) abgesetzt wird, auch STAGL 2002.) Der für die Praktik des Wanderns wichtige Ranzen oder Rucksack ist Ausdruck einer typischen Lebensweise. Er verkörpert das asketische Prinzip des „omnia mea mecum porto“. Da Notwendiges von Überflüssigem getrennt werden muss, ist das Packen des Rucksacks auch eine Form und Übung des Selbstverzichts und der disziplinierenden Sorge um sich selbst. Es muss entschieden werden, welche Gegenstände für das Gelingen der zukünftigen Handlungsabläufe als unverzichtbar wahrgenommen werden. In den Entscheidungen erfährt der Entscheidende auch etwas über sich selbst, denn in ihnen spiegelt sich auch der Grad des Selbstvertrauens wider, in noch nicht bekannten Situationen auch mit eingeschränkten materiellen Ressourcen handeln zu können. Die Souveränität der möglichen Reaktionen wird nicht vom Ein- und Ausgepackten bestimmt. Die Sicherheit, angemessen handeln zu können, wandert vom Material in den Kopf.

der folgt vermutlich einem anderen Zeitmuster, als er es üblicherweise tut. Zeit ist nicht länger der auf einem Zeitnehmer registrierte Ablauf von Sekunden, Minuten, Stunden oder Tagen. Zeitgeber sind nicht mehr die Mechanik einer Uhr oder Stundenpläne, Stechuhren, Zeitansagen, Klingeltöne oder Terminkalender, sondern die innere Bedürfnislage und die natürlichen Abläufe. Saisonale Zeit und lange Zeitperioden sind in den Pflanzen und den Formationen des Raums gespeichert. Die auf der Landschaft liegenden Schatten lassen die Zeit und ihren täglichen Ablauf erkennen. Die Namen vieler Berge wie z. B. Elfer, Zwölfer, Mittagsspitze oder Piz Mezdi verraten ihre zeitanzeigende Funktion.

Der Tagesrhythmus wird vom Körper und seinen Bedürfnissen bestimmt, von Belastungsgefühlen, von Schmerz, Hunger, Durst oder von der Lust am Verweilen. Nicht der zeitlich kürzere Weg, sondern Umwege – Überflüssiges also – sind durchaus erwünscht. Zukunft rückt nahe an die Gegenwart, bestimmt sie kaum. Sie wird äußerst überschaubar, da sie sich über die nächsten Stunden, höchstens die nächsten Tage erstreckt. Zeitkoordination und Zeitkonflikte – so gut wie Fehlanzeige. Ein Gefühl für die rechte Zeit muss sich einstellen, zur rechten Zeit aufzubrechen, zur rechten Zeit zu rasten, zur rechten Zeit auf dem Gipfel zu sein, ihn aber auch wieder zur rechten Zeit zu verlassen. Die Dämmerung bestimmt Anfang und Ende der Aktivitäten des Tages. Auch wenn Zeit einmal knapp werden kann, weil man zu spät aufgebrochen ist, zu spät abgelegt hat oder weil Unvorhergesehenes eingetreten ist, so folgt die Handlungslogik des wandernden Unterwegsseins nicht der sich im Alltag durchsetzenden Strukturlogik der Tempobeschleunigung.

Nur wenn ein Aufbruch aus der eigenen routinisierten Lebensform stattfindet, kann diese dem Alltag weitgehend fremd gewordene Lebensform erfahren werden. Gleichzeitig kann damit das Eigene, in dem wir uns sonst immer bewusstlos bewegen, auf Distanz gebracht werden. Erst in diesem Prozess der Distanzierung oder der Zurücklassung des Gewohnten wird es möglich, über den Gang ins Fremde uns selbst zu betrachten und zu erkennen. Bei PLESSNER (2003, 92) heißt es:

„Man muss der Zone der Vertrautheit fremd geworden sein, um sie wieder sehen zu können ..., wir nehmen nur das Unvertraute wahr. Um anschauen zu können, ist Distanz nötig ... Nur das Unverständliche sucht man zu verstehen.“

Die Entäußerung an das Fremde kann etwas zutage bringen, was aus welchen Gründen auch immer verdrängt, nicht berücksichtigt, abgelehnt oder vergessen wurde. Dieses mit der eigenen Lebensform nicht-identische Etwas ermöglicht eine Erfahrung dessen, was sonst nicht erfahren wird, in unserem Beispiel ein anderes Zeitverständnis. Abenteuer sind praktische Beispiele für die Erfahrung von im Alltag verhinderten Erfahrungen. Mit anderen Worten: Sie

sind eine Praxis für das Offenhalten der Erfahrung des im Fremden sich zeigenden Nicht-Identischen. Im Falle der beschriebenen Zeiterfahrung eine Praxis des Nicht-Vergessens dessen, was die disziplinierende Rationalität uns bereits abverlangt hat.¹²

In der Entäußerung an die fremde Lebensform und ihre Zeitfakte und natürlich im Akt ihres Verstehens wird das eigene Selbst erweitert. Würde das Selbst sich nicht fremd werden, mit sich identisch bleiben, käme keine neue Erfahrung zustande. Das „Eintauchen“ ins Fremde und seine Auseinandersetzung mit ihm darf keine exotische Flucht vor dem Selbst sein. Wäre es dies, würde sich kein Standpunkt ergeben, von dem aus das zurückgebliebene Dasein reflektiert werden könnte. Da die Differenz des Fremden – wie alle individuellen Differenzen – im Allgemeinen aufgehoben ist, hebt sich das Selbst im Akt des Verstehens und der Anerkennung auf eine höhere Stufe des Allgemeinen. Dieser Schritt des bildenden Sich-allgemeiner-Machens geschieht im Abenteuer nicht wie in der Schule durch Subsumtion unter ein bereits vorgegebenes Allgemeines, sondern das Allgemeine wird erst in Auseinandersetzung mit dem Fremden hergestellt.¹³

Auf zwei Punkte soll abschließend noch hingewiesen werden, die im Umgang mit dem Fremden im Allgemeinen und im abenteuerlichen Umgang mit dem Fremden im Besonderen nicht übergangen werden dürfen. Zum einen betrifft dies die Art des Umgangs mit dem Fremden, zum anderen die dabei entstehende Entfremdung.

Im Umgang mit dem Fremden darf das Fremde nicht so zurechtgestutzt werden, dass es seine Widerständigkeit, seine typische Eigenart verliert. Seine Heterogenität muss bewahrt bleiben. Ich glaube, dass diese nicht-besitzergreifende, sondern versöhnte Haltung, von der Adorno sagt, sie hätte ihr Glück in der gewährten Nähe, in der doch das Ferne und Verschiedene erhalten bliebe, im Umgang mit erhabener Natur erfahren werden kann. Dies gilt vor allem, wenn ihr mit nicht allzu viel Technologie begegnet wird. Wer „by fair means“ klet-

¹² Eine Rückkehr zu einem Zeitmuster natürlicher Abläufe wird es nicht geben, denn angesichts der Komplexität moderner Gesellschaften bietet eine zyklische Zeitauffassung kaum ein allgemein gültiges Modell. Allerdings löst das „körperlose“ Modell der linearen Zeit nicht zu übersehende Reaktionen der Überforderung aus. Die durch die Erfahrung der fremden Lebensform geschaffene Differenz kann genutzt werden, um Selbstverständlichkeiten und Automatismen im Umgang mit Zeit und ihren Folgen zu reflektieren. Wo und wann wird welchen Zeitmodellen gefolgt? Welche Formen von Körperdisziplinierung und Lebensführung korrelieren mit welchem Modell? Wie äußert sich die Normalisierungsmacht der beiden Modelle?

¹³ Gegen einen Präformismus von Bildungsprozessen vgl. BUCK (1984). Der hier an einem Muster der Zeitwahrnehmung und Zeitnutzung dargestellte Entfremdungsvorgang war ein Beispiel für den Bildungsprozess, der sich in Auseinandersetzung mit dem unverzichtbaren Fremden im abenteuerlichen Unterwegssein vollziehen kann. Er hätte auch an anderen zentralen Momenten des Unterwegsseins wie dem fremden erhabenen Naturraum, der fremden Sprache mit ihrer anderen Weltdeutung, den fremden Siedlungsformen usw. gezeigt werden können. Und vor allem, er ist ein Prozess, der nicht auf die typischen Lebensphasen der Kindheit und Jugend beschränkt ist, in denen die Verpackung des nomadischen Umherziehens besonders attraktiv ist. Er bleibt vielmehr eine Herausforderung ein Leben lang. (vgl. hierzu auch VOLLMAR 2003)

tert, der muss behutsamer seine Route suchen, die kleinsten Hilfen nutzend, wer mit der Jolle sich auf's Meer wagt, muss die Wasseroberfläche genauer nach Böen und ihrer Stärke ablesen, als wenn er mit dem Dickschiff unterwegs wäre, wer im Zelt oder unter dem Tarp übernachtet, der ist aufmerksamer für die nächtlichen Vorgänge, dessen Schlaf ist sensibler als im Federbett und Schlafzimmer.

Die erhabene Natur und die Auseinandersetzung mit ihr erzwingt Aufmerksamkeit, von der WALDENFELS (2006, 92) sagt, sie sei „eines der wichtigsten Einfallstore, durch die Fremdes zu uns dringt“. Ich füge dem das Staunen hinzu. Beide sind erste Antworten auf Fremdes und Irritierendes. Und im Abenteuer sind Irritationen immer und überall. Im Unterschied zum Alltag, in dem irritierende Widerstände und Krisen eher der Ausnahmefall sind, sind sie hier der Normalfall. Wetterbedingungen ändern sich schlagartig, ein Sturm oder ein Gewitter ziehen auf, Nebel fällt ein, Schnee beginnt zu fallen, verstärkt sich zu einem Schneetreiben, Ausrüstungsgegenstände gehen verloren oder werden beschädigt, man begegnet Menschen, die eine andere Sprache sprechen, Wege, Pfade, Routen oder Passagen stimmen nicht mit der Karte überein, ändern sich, sind nicht begehbar, Konflikte in der Gruppe werden virulent, steigern sich zur schieren Unlösbarkeit, Verletzungen treten auf, hemmende Gefühle, aber auch Überschussaffekte machen sich störend bemerkbar.

Diese von den Handlungsrouninen nicht erfassten und deshalb irritierenden Widerstände – wären sie erfasst, würden sie nicht mehr als Widerstände auftreten und wahrgenommen werden – demonstrieren, dass sich die Wirklichkeit nicht in ihrem Bekanntsein erschöpft. Vielmehr ist sie offen und birgt noch Unbekanntes, Neues, Fremdes, das sich erst in der krisenhaften Widerständigkeit überraschend zu entbergen beginnt. Das Abenteuer kann ein Ort sein, an dem in alltagsentlasteter Form dieser Wechsel zwischen gelingenden Handlungsrouninen, widerständigen krisenhaften Unterbrechungen und situationsangemessenen Lösungsfindungen spielerisch bewusst gemacht werden kann.

Wer in wilder fremder Natur unterwegs ist, muss die Aufmerksamkeit, die er der Natur schenkt, erhöhen. Man wird achtsamer. Die Sinne beginnen intensiver zu arbeiten, der Kontakt zur Welt wird enger. Der Blick wird geschärft, Ohren und Nase werden weiter geöffnet, das Tasten wird vorsichtiger, der Tritt wird bewusster gesetzt.¹⁴ Man muss äußerst offen sein

¹⁴ Erfahrungen mit der Übermächtigkeit erhabener Natur stehen in sinnlich intensiven Kontexten. Das die Bildung von Erfahrung auslösende Ereignis ist eng an den Kontext gebunden, der in aller Regel von starken Emotionen und höchster Anspannung begleitet ist. Dies hinterlässt tiefe Spuren im Gedächtnis der Subjekte, die diese Situationen häufig als „lebenssteigernd“ und identitätsstiftend wahrnehmen. Damit unterscheidet sich die Erfahrungsbildung im Abenteuer ganz wesentlich von der von Rosa beschriebenen des modernen Alltags, in dem eine De-Kontextuierung von Erfahrungen stattfindet, deren Auswirkung u. a. im Verlust von Erfahrungstiefe und Erinnerung besteht. (vgl. Anm. 4) Im Abenteuer verhindert die Aufmerksamkeits-

für das, was kommen könnte. Man muss den Wind, der das Boot krängen wird, bereits spüren, noch bevor er sich erhoben hat, man muss die Zeichen der Natur richtig lesen lernen, um dann angemessen antworten zu können, auf das, was auf einen zukommt. Technologien wie Fully, Auto-Pilot, GPS, Karabiner, Schrauben und Kletterhaken mögen zwar äußerst nützlich sein, sie zerstören aber diesen sich an das Fremde und Widerständige anschmiegenden mimetischen Zugang zum Fremden, zu dessen besonderen Handlungsoptionen dann auch gegebenenfalls der Verzicht zählt. Die mimetische Haltung belässt der erhabenen Natur ihre Fremdheit. Sie übergeht sie nicht und sie reduziert sie nicht auf die Funktion eines Fitnesscenters für selbsterfahrungsgierige Zivilisationsgeschädigte. Eine Gefahr, vor der Leslie Stephen, einer der englischen Pioniere des Bergsteigens, bereits 1871 warnte. Bergsteiger seien keine Felsenturner und die Berge keine Turngeräte. Heute ist diese Mahnung aktueller denn je zuvor.

Ein letzter Gedanke. Wenn das im Umgang mit dem Fremden stattfindende Sich Fremdwerden des Selbst ein Teil unseres Bildungsprozesses ist, dann müssen wir dem Drang widerstehen, uns fremd zu bleiben oder gar mit dem Fremden zu verschmelzen.¹⁵ Mit dem Fremden eins zu werden übersieht, dass Selbstbestimmung nur eingelöst werden kann, nicht in der Verschmelzung, sondern in der Auseinandersetzung. Vom Abenteuer geht allzu leicht die Verlockung des Selbstvergessens aus. So wie Odysseus und seine Gefährten fast bei den glücklichen Lotophagen hängen geblieben wären, so verlockend kann auch das Leben am Lagerfeuer sein, wenn das Kanu an Land gezogen ist. Das Rauschen des Ozeans und das Rascheln der Birken oder die nach dem Regen dampfenden Täler können wie der Zauberstab der Kirke wirken.¹⁶ Was ist schon der standardisierte Alltag gegen den Herbst der Wälder Lapplands und den Frühling der Piemonteser Bergtäler. Der Weg zurück mag schwer fallen, aber die Rückkehr aus der Fremde ist Teil des Modells „Abenteuer“ – wenn es denn Bildung und nicht nur eskapistische Flucht sein soll – und dies sollten wir nicht vergessen.

steigerung zusätzlich diesen Verlust, bzw. sie kehrt den Schwund um, da sie die Erfahrungstiefe intensiviert. Die Erfahrungsbildung ist hier deshalb auch Auslöser für Erzählvorgänge, die Rosa gerade in modernen Gesellschaften unter der Rubrik Verlust bilanziert. (ROSA 1999, BECKER 2007) Das Abenteuer fungiert als Art Mnemotechnik, die nicht nur selbst erinnerungsbildend ist, sondern die auch bereits abgelagerte Erinnerungen aktiviert.

¹⁵ Verglichen mit den an der Bildung der Gattung orientierten Entfremdungsprozessen, ist das sich im Umgang mit Fremdem einstellende sich selbst Fremdwerden eher trivial. Das individuelle Sich-Verlieren an Fremdes ist etwas anderes als die Entfremdung der Gattung, die durch die historische Entwicklung zustande kommt und die Anlass zu Bildungsanstrengungen ihrer Überwindung wird, oder gar die Entfremdung, die im Übergang von Natur zur Kultur durch prinzipielle Entzweiung entstanden ist, und die durch Bildung allenfalls versöhnt, nicht aber überwunden werden kann.

¹⁶ Kirkes Zauberkraft erfüllt die Sehnsucht nach nicht entfremdetem Selbstvergessen. Sie versetzt ihre Besucher aus dem Zustand eines sich selbst bezwingenden, selbstbeherrschten Subjekts in den Zustand triebhafter Unmittelbarkeit. Die damit verbundene Befreiung von den Leiden des Bewusstseins wird allerdings mit dem Verlust von Autonomie erkaufte. Die Besucher werden zu Schweinen, den Opfertieren der Demeter.

LITERATUR

- BAUMAN, Z.: Die Krise der Politik. Fluch und Chance einer neuen Öffentlichkeit, Hamburg 2000
- BAUSINGER, H.: Heimat und Welt. Globalisierter Alltag, in: Hanika, K./Wagner, B. (Hg.): Kulturelle Globalisierung und regionale Identität, Bonn 2004
- BECKER, P.: Vom Erlebnis zum Abenteuer, in: Sportwissenschaft 31(2001), S. 5-16
- BECKER, P.: Was geschähe, wenn ...? Zur Wahlverwandtschaft des Abenteurers mit dem conjunctivus potentialis, unv. Manu., Marburg 2007
- BECKER, P./FRITSCH, U.: Körpermarkt und Körperbildung, Frankfurt 1998
- BISCHOF, N.: Das Kraftfeld der Mythen, München o. J.
- BISCHOF, N.: Das Rätsel Ödipus, München 1997
- BITTERLI, U.: Die exotische Insel, in; Koebner, T./Pickerodt, G. (Hg.): Die andere Welt, Frankfurt 1987, S. 11-30
- BUCK, G.: Rückwege aus der Entfremdung, München/Paderborn 1984
- BURKE, P.: Wörter machen Leute. Gesellschaften und Sprachen im Europa der frühen Neuzeit, Berlin 2004
- DUERR, H. P.: Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation, Frankfurt 1978
- ERDHEIM, M.: Aufbruch in die Fremde. Der Antagonismus von Kultur und Familie und seine Bedeutung für die Friedensfähigkeit der Individuen, in: Steinweg, R./Wellmann, C. (Red.): Die vergessene Dimension internationaler Konflikte: Subjektivität, Frankfurt 1990, S. 93-113
- ERDHEIM, M.: Fremdeln, in: Kursbuch 1992(a), H. 107, S. 19-32
- ERDHEIM, M.: Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität, in: Psyche 46(1992)(b), S. 730-744
- FREUD, S.: Gesammelte Werke Bd. XV, Frankfurt 1990
- GREENBLATT, S.: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker, Berlin 1994
- HA, KIEN NGHI: Hybridität und ihre deutschsprachige Rezeption, in: Hörning, K. H./Reuter, J. (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld 2004, S. 221-238
- HAUBL, R.: Angst vor der Wildnis – An den Grenzen der Zivilisation, in: Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hg.): Laufener Seminarbeiträge 2/1999, S. 47-56
- JACOBS, J.: Aporien der Aufklärung, Tübingen 2001
- KANT, I.: Eine Sehnsucht, die die Robinsone und die Reisen nach den Südseeinseln so reizend macht, in: Stein, G. (Hg.): Europamüdigkeit und Verwilderungswünsche, Frankfurt 1984, S. 114 f.
- KLEIN, H. P./GROTJOHANN, N. (Hg.): Exkursionen. Frankfurter Beiträge zur biologischen Bildung, Bd. 5, Aachen 2005

- KROCKOW v., C.: Der große Traum von Bildung. Auf den Spuren der großen Entdeckungsreisenden James Cook und Georg Forster, München 2003
- KROEBER-WOLF, G.: Fremdes vor Ort. Streifzüge durch unseren Alltag, in: Suhrbier, M. B. (Hg.): Fremde. Die Herausforderung des Anderen, Frankfurt 1995, S. 21-40
- MAKROPOULOS, M.: Stadtstruktur und Grenzpersönlichkeit. Differenzerfahrung im Lichte Robert Ezra Parks, in: Sociologia Internationalis 35 (1997), S. 27-38
- MARQUARD, O.: Apologie des Zufälligen, Stuttgart 1986
- MARTENS, E.: Vom Staunen oder die Rückkehr der Neugier, Leipzig 2003
- MERSCH, D.: Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen, Frankfurt 2002
- OEVERMANN, U.: Vorläufiges Résümée über: „Gemeinsamkeiten und Differenzen von religiöser ästhetischer Natur- und Leiberfahrung“, unv. Manu., o. O., 1998
- OEVERMANN, U.: Wissen, Glauben, Überzeugung – Ein Vorschlag zu einer Theorie des Wissens aus krisentheoretischer Perspektive, unv. Manu., o. O., 2002
- OEVERMANN, U.: Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung, in: Geulen, D./Veith, H. (Hg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär: Aktuelle Perspektiven, Stuttgart 2004, S. 155-181
- OVID: Metamorphosen, Stuttgart 1997
- PERRIG, A.: Erdrandsiedler oder die schrecklichen Nachkommen Chams, in: Koebner, T./Pickerodt, G. (Hg.): Die andere Welt. Studien zum Exotismus, Frankfurt 1987, S. 31-87
- PIKULIK, L.: Romantik als Ungenügen an der Realität, Frankfurt 1979
- PLESSNER, H.: Mit anderen Augen, in: Ders.: *Conditio humana*. Ges. Schriften, Bd. VIII, Frankfurt, S. 52-65
- REICHHOLF, J. H.: Bedrohen fremde Arten die heimische Natur? in: Merkur 61(2007), S. 615-619
- ROSA, H.: Bewegung und Beharrung. Überlegungen zu einer sozialen Theorie der Beschleunigung, in: Leviathan 27(1999), S. 386-414
- ROSA, H.: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne, Frankfurt 2005
- SCHÜTZE, J. K.: Vom Fremden, Wien 2000
- SLOTERDIJK, P.: Im Weltinnenraum des Kapitals, Frankfurt 2005
- STAGL, J.: Eine Geschichte der Neugier, Wien 2002
- TROMMER, G.: Naturbildung – Spürsames Bewildern des zivilisierten Menschen, unv. Manu.
- VOLLMAR, M.: „Das soll ein Reisen werden ...“ Die Welt des Abenteurers im Horizont eines universitären Ausbildungskonzeptes, in: Koch, J. u. a. (Hg.): Bewegungs- und körperorientierte Ansätze in der Sozialen Arbeit, Opladen 2003, S. 73-84
- WAGNER, H.-J.: Krise und Sozialisation. Strukturelle Sozialisationstheorie II, Frankfurt 2004
- WALDENFELS, B.: Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden, Frankfurt 2006
- ZWEIG, S.: Magellan. Der Mann und seine Tat, Frankfurt 2007